Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 17

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638252

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 17 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 30. April 1921

Himmel und Erde.

Von Emil Wechsler.

Rötlich schon blühet der Pfirsich,
Schneeweiß die Schlehe am Strauch.
Längst schon kamen die Stare,
Gestern die Schwalben auch.

Und der Frühlingshimmel
Weinte ob all der Pracht;
Drauf haben tausend Blumen
Blühend zum Himmel gelacht.

Erde und Himmel, die beiden
Müssen sich gut verstehn —
Sind wie zwei Menschen, die liebend
Sich in die Augen sehn.

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger. 6

Beim Nachtessen, nachdem Pauli bereits hinaus war, fuhr sie im Verlauf einer kleinen Auseinandersetzung, die sie mit dem Schwiegervater hatte, unversehens mit einem bösen Wort heraus. „Also — jetzt muß es endlich gesagt sein: Ihr hättet genug vor der eigenen Türe zu kehren! Ein Blinder kam das bald mit Händen greifen, daß die Hermine den Knecht lieber hat als den Hochzeiter!“

Klaus Inzuben saß einen Augenblick betreten. Plötzlich stand er auf und wandte sich in drohender Haltung gegen Vrene. „Behalt dein Gift für dich, du! Bei der kommen allweg Tauf und Hochzeit nicht zusammen!“ Er hätte sie geschlagen, wenn sie nicht flüchtig geworden wäre.

Nun wandte er sich an Hermine. Er konnte fast gelassen tun. „Mach dir nichts aus dem, was so eine sagt.“

Hermine hatte sich vom Tische erhoben. Sie stand steif und sicher. Um ihre bleich gewordenen Lippen spielte ein verächtlicher Zug. Hart, wie zu sich selber, sagte sie: „Ich laß nichts an mich kommen!“ — —

Um diese Zeit sprach Klaus Inzuben fast jeden zweiten Tag beim Schreiner Manz vor, um zu sehen, wie es mit der Aussteuer vorwärts gehe. Denn Herminens Hochzeit sollte schon nach dem Heuet, zugleich mit derjenigen Annettens stattfinden.

Der Meister war stets ängstlich dafür besorgt, daß die Türe zwischen Stube und Werkstatt geschlossen blieb, damit der Bauer ja keinen Blick auf die angefangenen Hausratstücke werfen könne. „Spart nicht am Holz und nicht an der Arbeit,“ munterte ihn dieser immer wieder auf. „Es soll ein Brautfuder geben, wie noch keines von Gersbach weggefahren ist.“

„Ihr wißt, daß ich die Profession gelernt habe,“ gab das kurze, bewegliche Männlein gewöhnlich ein wenig beleidigt darauf zurück. Aber etwas sehen zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen. „Das Holz ist noch tot,“ behauptete er kurzweg. Ja, wenn es sich um tannenes handelte, wo der Maler nachher mit seinem Lack und Geschmier kommt und alles überstreicht, dann wär' mir in der Butik keiner im Wege. Aber den nußbaumenen Maser, den laß ich nicht sehen, bis der Schweiß drin ist. Der Schweiß muß ihm das Bild geben, nicht die Politur, wie viele meinen. Ich mach' Euch dann schon auf, wenn's an der Zeit ist.“

Als Hermine ihren Verlobten am Sonntag zur gewohnten Stunde die Dorfstraße heraufkommen sah, bemächtigte sich ihrer eine seltsame Erregung. Es schien ihr gar nicht anders möglich, heut mußte sich etwas besonderes ereignen, es mußte alles eine Wendung nehmen. Sie selber wollte mit Gewalt alle Scheu überwinden. Und er mußte sehen, daß sie doch auch ein klein wenig ihn selber meinte, nicht bloß seinen Besitz. Sie hatte sich bis jetzt auch gar keine Mühe gegeben, auf seine trockene Art einzugehen. Gewiß, wenn sie ihn ein wenig merken ließ, daß sie ihn suchte — —

Emil Merk saß noch kaum zwei Minuten am Tische, sie hatte noch kaum ein paar der herkömmlichen Redensarten aus seinem Munde gehört, da wußte sie besser als je, daß sie ihm immer fernstehen werde. Er war zwar heute

redseliger als sonst, da er erst eines Holzhandels wegen beim Rebstockwirt eingekehrt hatte. Aber die nichtssagenden Worte, die sie an ihn hinredete, klangen ihr selber wie etwas Fremdes in den Ohren nach. Sie konnte sich selber beobachten, wie sie in der Stube ab und zu ging, Gläser aufstellte, Tischgerät zurechtlegte und den Gast mit unwahrem Lächeln nach allerlei Dinge fragte, die zu wissen ihr von Herzen gleichgültig war.

Eines stand bei ihr fest, wie mit eisernen Lettern war es auf ihren Pfad geschrieben: Es ist jetzt so. Und es muß alles den richtigen, rechten Weg gehen. Im stillen nahm sie Trost bei dem guten Rat, den ihr die alte Schönbühlerin jüngst in den Reben erteilt hatte: „Man tut wohl, wenn man bei den klaren Gedanken bleibt. Zu stark verschossen sein, das hat noch keiner Braut Glück gebracht. Da denkt man sich zuviel aus und stellt zu wenig auf sich selber ab. Auf sich selber muß man abstellen. Das Glück kommt schon, wenn es will, aber nicht so, wie man vorher gemeint hat, es trägt ein anderes Gesicht. Glück ist, wenn man heimlich ein Kind herzen kann."

Emil Merk erzählte mit Behagen, wie ihm heute vor dem Fortgehen daheim noch ein Schick gelungen sei: er habe dem Kehlhofpächter in Innerberg sein Fohlen anhängen können. Wohl fünfzig Franken zu teuer, der Fenner habe an dem Tierlein den Narren gefressen.

Es war Hermine, als ob ihr nun an dem Bilde der neuen Heimat immer etwas fehlen würde. Sie schlug es sich endgültig aus dem Kopf, heute schon, wie sie es sich vorgenommen, etwas von den Tauben zu ihm zu sagen. In dieser Sache wollte sie dann aber nicht nachgeben.

Unversehens stand jetzt der Schreiner Manz in der Stube. Er war in Schurz und Werktagskleidern, offenbar kam er gleich von der Arbeit weg. Sein vor Aufregung gerötetes Gesicht zeigte einige Verlegenheit, als er Klaus Inzuben nicht zugegen fand. Er habe dem Klaus nur sagen wollen, daß die Butiktüre jetzt offen sei. Freilich sei erst das Hauptstück fertig, der doppelte Kasten. Aber der sei das Ansehen wert.

Auf Herminens Vorschlag war Konrad gern dabei, mit ihr den Kasten in Augenschein zu nehmen. Der Schreiner trippelte neben ihnen her über die Gasse. Er war verlegen und fand kaum ein Wort, bis sie sich der Werkstatt näherten. „Seit gestern mittag hab ich an einer einzigen Füllung geschafft, sozusagen ohne einmal aufzusehen. Wenn man am Polieren ist und das Bild fängt an, sich zu zeigen, dann kann man nicht mehr davon weg, da frägt man nicht, ob's Nacht oder Sonntag ist: heraus muß es!"

Nachdem er die Außentüre zur Werkstatt geöffnet hatte, setzte er sich sorgfältig die Hornbrille auf die Nase. Ein wenig abseits stehend hielt er auf den Gesichtern der Gäste scharfe Musterung. „So ein Bild hab ich noch aus keinem Maser herausgebracht," sagte er endlich, fast betreten darüber, daß diese mit dem Lob nicht ausrücken wollten.

„Der Kasten ist recht gemacht," sagte Emil Merk jetzt etwas von oben herab.

„Bloß recht?" Der Schreiner Manz gab ihm einen scharfen Blick über die Brille hinweg. „Wenn der Kasten bloß recht ist, dann nehm ich eine Axt und schlag' ihn in hundert Stücke."

„Er meint es nicht so," warf Hermine begütigend ein. „Der Kasten gefällt ihm schon."

Emil hob die Achseln ein wenig in die Höhe. „Er wird sich nicht übel machen in der großen Kammer über der Stube," gab er in verbindlicherem Tone zu, während er einem draußen vorbeifahrenden Fuhrwerk nachsah.

„Der Politur kann man nichts nachreden," bestätigte der Meister trocken. „Am Schweiß hat es allweg nicht gefehlt." Er kam unversehens in Eifer. „Man muß halt nicht bloß auf den Glanz acht geben, man muß das Bild sehen und etwas hineinlegen können. Zum Beispiel, wenn man hier steht, genau da, wo ich bin: Sind das nicht zwei Wolken, die aneinander vorbeifahren?" Er zeigte mit den zitterigen, noch vom Polierlappen beschmutzten Fingern auf einer der Türfüllungen nach: „Kann man da nicht einen Baum sehen und zwei Kinder mit einem Ziegenböcklein darunter? Das Ziegenböcklein erkennt man jetzt noch nicht gut, das kommt dann mit den Jahren noch besser heraus. Das Bild wächst immer, wenn man den Schweiß nicht gespart hat."

Emil trat näher herzu, sah von links und von rechts hin. „Ich finde von dem allem nichts," sagte er und schüttelte den Kopf.

Der Schreiner stutzte ein wenig. „Ihr findet nichts? Hab ich denn andere Augen als Ihr? Und die zwei Gesichter hier in der Ecke? Sind die etwa auch nicht vorhanden? Gleicht nicht eines davon auf ein Haar dem Rebstockwirt, wenn man sich den Bart wegdenkt?"

Hermine sah genauer hin, sie fand, daß man sich da wirklich ganz gut zwei Gesichter denken könne.

Emil blieb bei seiner Meinung, daß das zwar ein hübscher Maser sei; aber wie Wolken und Gesichter und Ziegenböcke aussähen, das wisse er auch schon lang, da lasse er sich keine Sachen aufschwatzen.

Es war Hermine jetzt, als ob der Kasten ein lebendiges Wesen wäre und ihr etwas zuraunen würde: „Was wir zwei mitbringen, das gilt allweg auf dem Taubenmoos wenig."

Der Schreiner Manz machte nicht mehr viel Worte. Das vorher so bewegliche Männchen zog sich ganz auf sich selber zurück. „Manche finden so etwas halt nicht," kam es nach einer Weile enttäuscht von seinen Lippen. Er war sichtlich froh, daß ihn die Gäste bald wieder zwischen seinen Spänen, Leimpfannen und Salbetöpfen allein ließen.

Es fiel Hermine auf, daß Emil Merk an diesem Nachmittag wenig mehr von der trockenen Zurückhaltung zeigte, mit der er ihr bis jetzt begegnet war. Aber es war nicht der Versuch, auf ihr Wesen einzugehen, er schien sich nur auf sein Eigentumsrecht zu besinnen. Als sie einmal allein in der Stube waren, erlaubte er sich, ihr den einen Arm durch die Kleider hindurch von unten bis oben mit groben Fingern zu betasten. „Hä — da ist wenigstens was dran," meinte er mit einem grinsenden Lächeln dazu und glaubte ihr eine Schmeichelei gesagt zu haben. Aber seine plumpe Zutunlichkeit machte ihre Seele zittern.

Beim Abschiednehmen unter der Haustüre kam er noch einmal auf den Schreiner zu sprechen. „Ein gesetzwidriges Männlein, das," sagte er kopfschüttelnd. „Ich von mir aus verkehr' sonst lieber mit Leuten, die im Senkel sind.

Was man da alles auf seinem geölten Holz finden sollte!“ Er kicherte leise in sich hinein, wie wenn er sich auf etwas Angenehmes besinnen würde. „Wenn ich dann nur einmal bei meiner Frau alles finde, hähä . . . .!“ Er gab ihr einen leichten Klaps auf den bloßen Hals und blinzelte sie aus halb zugekniffenen Augen an — genau wie die Merkin damals nach dem Verlobungsessen getan.

Sie war auf dem Punkte, ohne weiteres von ihm wegzugehen. Er merkte nicht einmal, wie ihr seine täppische Anzüglichkeit zuwider war. „Ja, daß ich's nicht vergeße,“ fuhr er mit eigentümlich lauerndem Blicke fort, „die Mutter meint auch, du könntest jetzt, da wir doch „geringelt“ sind, ganz gut einmal für ein paar Tage aufs Taubenmoos zu Gast kommen. Halt so zum Angewöhnen an die Gelegenheit, hähä.“ Er zwinkerte wieder, ihr Einverständnis ohne weiteres voraussetzend. In seinen Augen glühte ein begehrlicher Wille.

Hans Beatus Wieland. Am Ziel.

Eine unüberwindliche Abneigung, ja ein Ekel vor ihm erfaßte sie. Ihr Herz bäumte sich auf. Sie wußte jetzt, daß er das letztemal auf dieser Schwelle stand. Aber sie hütete sich, diesen Gedanken vor ihm laut werden zu lassen.

Als Emil Merk weg war, stieg Hermine langsam in ihre Kammer hinauf. Sie streifte den Ring vom Finger und warf ihn auf den weißen Tischüberzug hin. Das kleine Soldatenbild legte sie dazu, ohne es noch einmal anzusehen, das Gesicht abwärts gekehrt.

Hochatmend blieb sie eine Weile mitten in der Kammer stehen. Es war ihr, als sei eine Last von ihrem Leben genommen. Unbewußt kam jetzt ein Lächeln auf ihr Antlitz. „Glück zu, Taubenmoos . . .“ sagte sie leise zu sich selber.

Darauf setzte sie sich auf einen Stuhl neben das Bett hin und drückte das heiße Gesicht in die kühle Decke hinein.

Eben trat der Vater unten ins Haus. Einen Augenblick dachte sie daran, gleich jetzt hinunterzugehen und ihm alles zu sagen.

Nein, das ging unmöglich an. Sein Zornesausbruch müßte das ganze Haus in Aufruhr bringen. Die Brene erst, wie würde die ihrer giftigen Zunge den Lauf lassen!

Hermine legte sich einen Plan zurecht. Sie wollte morgen unauffällig weggehen, um bei ihrem Mutterbruder in Gräpnach Unterkunft und Rat zu suchen, der dann nach seiner wohlmeinenden Art gewiß alles so gut, als es eben möglich war, zu schlichten wußte.

Da kamen draußen Tritte die steile Windenstiege herab. Es war Pauli. Langsam, wie zögernd, schritt er an ihrer Kammer vorbei. Schon bei der untern Treppe stehend, schien er sich zu besinnen. Er kam noch einmal zurück und klopfte an ihre Tür, erst leise und schüchtern, dann, als sie nicht Bescheid gab, etwas nachdrücklicher.

Sie öffnete und trat zu ihm in den Gang hinaus, die Türe hinter sich zuziehend. „Was wollt Ihr?“ fragte sie kurz, mit einer gleichmütigen Sicherheit, die sie sich selber nicht zugetraut hätte.

Er war sehr verlegen. „Ich bitt Euch nur ums Gutthalten,“ sagte er und blickte dabei an ihr vorbei auf den mattgelben Lichtstreif, den die Abendsonne durchs schmale Gangfenster auf die weißgetünchte Mauer warf. „Es ist eine ganz einfältige Sache, und Ihr werdet drüber lachen.“ Er zog ein sorgfältig zugeklebtes Briefchen aus der Rocktasche, drehte es zögernd zwischen den Fingern, um es dann mit einem plötzlichen Entschluß wieder einzustecken. „Fast den ganzen Tag hab ich an dem Brieflein geschrieben. Aber jetzt weiß ich, es ist nichts recht gesagt darin. So etwas kann man gar nicht in einen Brief schreiben. Und ich glaube auch, Ihr wißt ja alles schon. Am ersten Tage schon habt Ihr mir's ansehen können . . .“

Sie sah, daß es schwer in ihm arbeitete. „Es ist mir jetzt recht, daß ich Euch wenigstens noch die Hand geben kann,“ fuhr er gedrückt fort, ohne sie anzusehen. „Meine Sachen sind schon aus dem Hause. Ich kann nicht mehr da sein, mit dem besten Willen, ich k a n n nicht. Es verwürgt mich, wenn ich zusehen muß . . .“

Er hielt inne und sah ihr mit einem warmen Blick in

Wiesenweg und Bachlauf. Nach einer Oelstudie von Robert Zünd.

die Augen. „Es ist nicht bloß so eine Grille von mir, halt weil mir Euer Gesicht und Euer Tun gefällt. Ich weiß nicht, woher das kommt, aber ich meine immer, Euch hätte ein anderer gehört.“ Er stockte und biß sich auf die Lippen.

Es war ihr ganz wunderlich zumute. Sie fühlte es förmlich, wie ihre Augen unter seinem Blick erblühten. Fast ohne daß sie selber darum wußte, öffnete sie die Türe ein wenig und wies auf den auf dem Tische liegenden Ring hin.

In diesem Augenblick ging unten die Küchentüre, die Vrene kam raschen Schrittes die Stiege herauf.

(Fortsetzung folgt.)

Landstraßen und Feldwege.

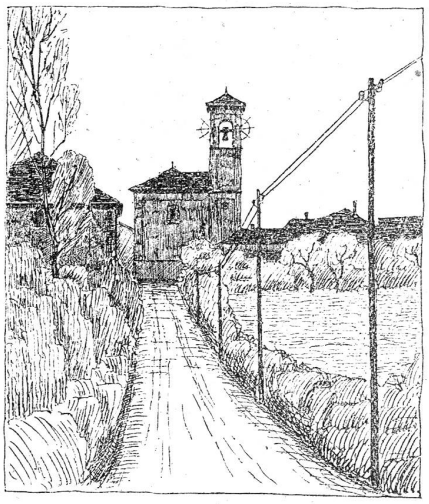
Von Hans Straub, Dipl.-Ing.

Wenn wir die Entwicklung des Heimatschutzgedankens in seinem Einfluß auf das Bauwesen verfolgen, so sehen wir, wie man anfangs hauptsächlich das Gebäude als Einzelobjekt im Auge hatte. In den letzten Jahren geht man weiter: Man tritt ein für die Erhaltung ganzer Städte- und Dorfbilder, und beim Entwerfen von Bebauungsplänen nehmen architektonisch-ästhetische Erwägungen immer mehr den ihnen gebührenden Platz ein; Städtebau steht heute im Vordergrund des Interesses. Mit den abseits der Ortschaften liegenden Land- und Feldstraßen aber hat sich der Heimatschutz bis jetzt noch wenig befaßt, mit Unrecht, denn auch eine Straßenanlage draußen in der freien Natur ist ein, wenn ich mich so ausdrücken darf, architektonisches Kunstwerk, das schön oder banal sein, das ein Landschaftsbild sehr stark beeinflussen kann, in günstigem oder ungünstigem Sinne.

Wenn wir Sonntags hinauswandern aufs Land, so spüren wir es: Die Straße ist nicht nur reines Verkehrsmittel; sie ist mehr, sie ist ein selbständiges Wesen, ein Kunstwerk (oder auch nicht), das uns etwas sagt, dessen Stimmungsgehalt auf uns einwirkt. Wem hat es nicht schon weh getan, zu sehen, wie so manch schönes, altes Straßenbild einer häßlichen, sich der Landschaft als Fremdkörper aufdrängenden Neuanlage hat weichen müssen. Alte Straßen sind oft so anspruchslos in ihrer Anlage und haben dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, weil sie so aus dem Boden herauswachsen, eins mit ihm sind, so viel Schönheit und Poesie, indessen neue Straßen durch ihre gewaltsamen Dämme und Kunstbauten, durch den Gegensatz ihrer harten geraden Linien mit den weichen Bodenformen vielfach banal und trostlos wirken.

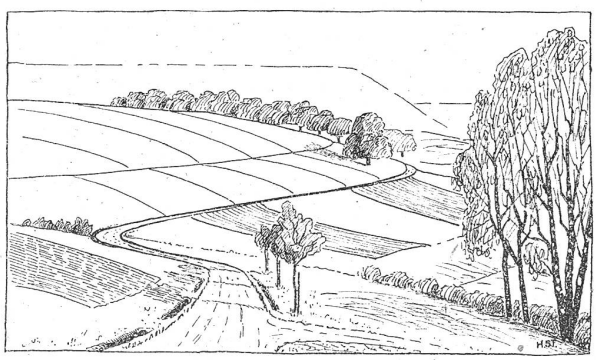
Ich bin weit davon entfernt, bei Straßenanlagen ästhetische Gesichtspunkte auf Kosten praktischer in den Vordergrund stellen zu wollen; im Gegenteil, für mich ist das Zweckmäßigste auch das Schönste. Dagegen möchte ich abraten vor dem im letzten halben Jahrhundert üblichen einseitigen In-den-Vordergrund-stellen der Verkehrsinteressen, namentlich wenn dies in einer theoretischen, den praktischen Bedürfnissen wenig entsprechenden Weise geschieht. Nur allzuoft wurden und werden noch Straßen, Neuanlagen und Korrekturen im Bureau auf dem Reißbrett planiert, mit Zirkel und Lineal, sogar mit mathematischen Formeln[1]), ohne genügendes Studium der tatsächlichen topographischen und Siedelungsverhältnisse.

Beim nähern Eingehen auf die verschiedenen Gesichtspunkte möchte ich unterscheiden zwischen Straßen in bewegtem, hügeligem Terrain und solchen in der Ebene. Im erstern Falle ist die Straße umso schöner und auch wirtschaftlich umso rationeller, je besser sie sich ins Gelände hineinschmiegt. Durchschneiden große Kunstbauten brutal die gewachsenen Bodenformen, so wird das Bauwerk von unsern Augen stets als etwas Fremdes, Willkürliches und deshalb Häßliches empfunden. Einer meiner Lehrer drückte sich einmal aus: „Wir müssen so bauen, wie das Terrain selber



Bei Ligornetto, Tessin.
Die Silhouette des anspruchslosen, aber wohlproportionierten Kirchleins, gibt der langen geraden Straße einen wohltuenden Abschluß. Die Straße wird zu beiden Seiten von Buschhecken begleitet. Federzchng. v. H. Straub.

[1]) In einem Werk über Straßenbau aus den siebziger Jahren (Löwe, Straßenbau) finden wir z. B. folgende schöne Regel: „Die Dichtigkeit des Straßennetzes soll proportional der Quadratwurzel aus der Verkehrsdichtigkeit und umgekehrt proportional der Quadratwurzel aus den Straßenbaukosten sein.“ — Eine andere Formel bringt die Sinen der Winkel, unter denen sich drei Straßen begegnen, in Beziehung zu den kilometrischen Gesamtkosten.



Strasse von Gerlikon nach Bewangen (bei Frauenfeld).
Das Sträßchen schmiegt sich in schön geschwungener Linie einer Bodenwelle an und bringt deren Form plastisch zum Ausdruck. Federzchng. v. H. Straub.